

## Erinnerungen und Gedanken zu Tante Ullas 80. Geburtstag

### I

Von der Jubilarin hörte ich erstmals in den Nachkriegsjahren am Mittelrhein. Genauer: Ich hörte Familiengeschichten von Helmut, dem jüngsten der mir begegneten Brüder meines Vaters und meinem späteren Lieblingsonkel. Wir wohnten damals im dritten Stock einer Altbauwohnung in der Martinsgasse 1 in Worms, direkt gegenüber vom Gefängnis des Amtsgerichts. Wenn ich als Pimpf, der ich damals war, aus dem Fenster schaute, musste ich auf einen Stuhl steigen. Dann sah ich die vergitterten Fenster auf der anderen Seite der Martinsgasse und hinter den vergitterten Fenstern zuweilen auch eine der Insassen des Gefängnisses, das, wenn ich mich richtig erinnere, ein Frauengefängnis war. Anfang der fünfziger Jahre war es unter Frauen, die ihren Ehemann loswerden wollten, Mode, zu diesem Zweck präparierte Pralinen zu verwenden. Es gab ja in jenen Aufbaujahren der jungen Bundesrepublik noch kein zeitgemäßes Ehescheidungsrecht. So eine, die es mit der Methode E605 versucht hatte, saß damals auch im Wormser Gefängnis, und ich bin mir ziemlich sicher, dass ich sie von unserer Wohnung aus gesehen habe. Jedenfalls war ich mir damals sicher.

Nun hatte die Frau im Gefängnis nichts mit meinem späteren Lieblingsonkel und schon gar nichts mit unserer Jubilarin zu tun. Es geschah eben in jener Zeit, dass man sich in unserer Familie Geschichten erzählte, die der junge Pimpf aufschnappte und denen er einige noch hinzu dichtete. Zu welcher Gattung von Geschichten die Berichte über meinen späteren Lieblingsonkel gehörten, kann ich heute nicht mehr sagen. Ich weiß nur noch, dass die älteste Schwester meines Vaters lange besorgt gewesen war, ob mein späterer Lieblingsonkel denn wirklich einmal eine seiner Freundinnen zur Frau nehmen würde. Die Sorge war durchaus nicht ganz aus der Luft gegriffen, denn mein späterer Lieblingsonkel wurde damals immer für den großen deutschen Schauspieler Peter van Eyck gehalten, oder richtiger: der große deutsche Schauspieler Peter van Eyck stellte sich immer als mein späterer Lieblingsonkel dar. Ein kantiger Intellektuellenkopf, bedeckt von seidenweichem weißem Haar und mit seiner Ähnlichkeit zu dem allerdings ein Jahr älteren großen deutschen Schauspieler, der in Pommern geboren war und nach seinem Erstlingswerk «Hallo Fräulein» in den fünfziger Jahren mit dem Film «Der Rest ist Schweigen» auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, hatte mein späterer Lieblingsonkel eine besonders gute Wirkung auf adrette junge Frauen, mochte sich aber lange nicht recht entscheiden.

Bis unsere Jubilarin ins Spiel kam. Sie war am Ende des zweiten Weltkriegs aus Elbing geflüchtet, jener liebenswerten Mittelstadt mit (1900) 52.518 Seelen im preußischen Regierungsbezirk Danzig, die als Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Schneidemühl – Güldenboden und Elbing – Hohenstein in Ostpreußen, dank der Haffuferbahn Elbing – Braunsberg und mit einer Dampferverbindung nach Danzig und Königsberg zu einem bedeutenden Industriestandort geworden war. Die Stadt muss ihre Reize gehabt haben, wie sonst hätte sich der Große Kurfürst von Brandenburg, dessen weitsichtigem Religionsedikt die heutige deutsche Hauptstadt Ende des 17. Jahrhunderts ihren vorübergehenden wirtschaftlichen Aufschwung verdankte, Elbing vom polnischen König Kasimir um 400.000 Taler verpfänden und sein Nachfolger Kurfürst Friedrich III., der am Berliner Gendarmenmarkt den französischen Dom erbauen ließ, das Pfand gegen die polnischen Reichskleinodien eintauschen lassen, um es schließlich dem preußischen Königreich wieder einzuverleiben, als der König Kasimir nicht einmal die herabgesetzte Pfandsomme zahlen konnte. Aber ihre Reize hatte auch unsere Jubilarin in so reicher

Fülle, dass mein späterer Lieblingsonkel ihr ab einem nicht näher bestimmbar Zeitpunkt einfach nicht mehr widerstehen konnte.

Was wirklich dahinter steckte, entzieht sich der Kenntnis des Chronisten. In der Familie des kleinen Pimpfs erzählte man sich jedenfalls von der besonderen Kunst unserer Jubilarin, Bratkartoffeln zuzubereiten. Eine solche Kunst war in der Nachkriegszeit alles andere als zu verachten, hatte doch schon im 18. Jahrhundert der König Friedrich II., der seine Kindheit kartoffelfrei verbringen musste, die preußischen Bauern in Hungerszeiten mit Erfolg zum Anbau der genügsamen Erdfrucht verpflichtet, so dass deren Dicke seither als reziprok proportional zur Intelligenz ihres Erzeugers gilt. Wie dem auch sei, die Bratkartoffeln unserer Jubilarin müssen es meinem späteren Lieblingsonkel ganz besonders angetan haben. Ließe sich doch sonst kaum erklären, dass er sich jedes Wochenende trotz ungünstigster Verkehrsbedingungen vom Mittelrhein zu deren neuer Heimat in Ansbach an der fränkischen Rezat begab (oder war es ein anderer verschwiegener Ort im damals noch überaus ländlich-sittlichen Freistaat?). Vielleicht lässt es sich am besten mit den Worten des späteren Bundespräsidenten Heinrich Lübke formulieren, der dies murmelte, als ihm einmal ein nordafrikanischer Staatslenker bei der Abnahme der militärischen Parade Mitleid heischend von seiner langjährigen Gefangenschaft berichtete: «... dat wird wohl seinen Jrund jehabt haben».

## II

Es dauerte eine Weile, bis ich die Jubilarin und meinen späteren Lieblingsonkel etwas näher kennen lernte. Anfang der siebziger Jahre wird es gewesen sein, wir Deutschen zehrten noch vom Wirtschaftswunder, das man allgemein einer segensreichen Währungsreform, der Abschaffung der Planwirtschaft sowie der sich selbst erfüllenden Wirkung der Prophetie «Wohlstand für alle» und «Keine Experimente» zuschrieb. Ich war damals Student, hatte einen grünen Mini und stand vor einer Stipendiatenreise nach Kopenhagen und Stockholm. Was lag da näher, als auf dem Weg nach Hamburg ein paar Tage in einer Perle des damals in meiner Familie gerühmten Immobilienbesitzes der Jubilarin zu verbringen, in der vorlesungsfreien Zeit im grünen Mini nach Heiligenhafen zu fahren und unterwegs meine kleine Kusine Sibylle einzuladen? Meine kleine Kusine weilte zu jener Zeit in einer Art Lehranstalt für höhere Töchter in dem von einer sicheren CDU-Mehrheit im Rat beherrschten nordrhein-westfälischen Städtchen Verl zwischen Gütersloh und Paderborn, dessen Gymnasium ein hohes Foucault'sches Pendel beherbergt und schon allein deshalb eine Reise wert ist.

Die Immobilie in Heiligenhafen, jenem gegenüber Fehmarn gelegenen Ostseebad mit bemerkenswerter Altstadt, gotischer evangelischer Kirche und günstigen Einkaufsgelegenheiten für dänische Alkoholliebhaber, war eine Frucht des kaufmännischen Talents unserer Jubilarin, die sich schon zu einem Zeitpunkt, als die Emanzipation der Frau noch nicht mit Schlagworten wie Quote oder gender mainstream in Verbindung gebracht wurde, in Mülheim an der Ruhr ins Immobiliengeschäft gewagt hatte und in diesem maskulin dominierten Haifischteich beruflich eigene Wege ging, nicht selten mit Erfolg. Nach meiner Erinnerung, die freilich nicht bar ist von gelegentlichem Gedächtnisschwund, willkürlichen Akzenten und Übertreibungen aus ironischer Distanz, erfreute ich mich damals in Heiligenhafen an kunsthistorischen Monologen, ausgedehnten Wattwanderungen und frischen Flundern, die mein späterer Lieblingsonkel wenn nicht selbst gefangen, so doch zumindest eigenhändig im idyllischen Fischerhafen ersteigert hatte.

Die Heiligenhafener Gespräche über Kunstgeschichte im immobilen Kleinod unserer Jubilarin verliefen etwas einseitig, weil mein späterer Lieblingsonkel sich mit diesem Fachgebiet gerade vertraut machte, um nach bevorstehendem Eintritt ins Rentenalter das entsprechende Studium aufzunehmen und damit die Jubilarin vor dem unter Rentnern verbreiteten Drang zu verschonen, nun endlich einmal den gemeinsamen Haushalt in Ordnung zu bringen. Von dergestalt fehlgeleiteter Machtausübung war mein späterer Lieblingsonkel weit entfernt. Im Verhältnis zur Jubilarin war er eher das, was man mit den zu diesem Zweck geringfügig abgewandelten Worten Fritz Reuters vielleicht am besten so beschreiben könnte: «In der Fixigkeit bist Du mir allemal über, aber in der Richtigkeit bin ich es, auch in der Ottographie.»

Dabei war es nicht so, dass unsere Jubilarin zu dem kunsthistorischen Diskurs nichts Greifbares hätte beitragen können. Sie gehört nun wirklich nicht zu den Leuten, die es fertig bringen, nicht nur ganze Gespräche zu führen, die nur um ihre Enkelkinder kreisen, sondern auch in der Existenz ihrer Enkelkinder einen hinreichenden Grund für die eigene Existenz zu finden. Im Übrigen hatte sie sich schon lange vor meinem späteren Lieblingsonkel aktiv der Praxis der gestaltenden Kunst zugewandt und immer, wenn sie einmal am Mittelrhein bei uns zu Besuch war, im Haus ein Zeugnis ihres künstlerischen Schaffens hinterlassen. Es gab in unserem Haus nicht wenige dieser artifiziellen Exemplare aus den verschiedensten Werkepochen der Jubilarin, von der bemalten Töpferschale über die handliche Bonsai-Plastik bis zur abstrakten Malerei, einem Wirkungsfeld, das sie sich nach der Wende erschlossen hatte, als fast alle deutschen Maler nach Jahrzehnten der Verdrängung plötzlich den Charme der gegenständlichen Kunst wieder entdeckten. Nein, künstlerisch angepasst war unsere Jubilarin nie, das hatte sie wohl in ihrer ostpreußischen Heimat gelernt, lange bevor sich in ihrer zweiten westdeutschen Heimat die masurischen Geschichten vom ach so zärtlichen Suleyken zu verbreiten begannen.

### III

Es muss an der schon angedeuteten Prägung der Jubilarin durch Preußen und ihrer Neigung zu Brandenburg und Berlin liegen, dass sie fast keine Gelegenheit ausließ, der neuen deutschen Hauptstadt zusammen mit ihrem hier zu meinem Lieblingsonkel gewordenen Gemahl einen Besuch abzustatten. Ob es der Mülheimer Kunstverein oder die Verwaltung der preußischen Schlösser und Gärten, die urbane Vitalität oder der geschichtsgetränkte Boden Berlins, ein Kaufhaus im Westen oder die immer neu begeisternde Schiffstour rund um den Innenstadtkern war: die Jubilarin und mein Lieblingsonkel scheuten keinen noch so hergeholten Vorwand, um eine Reise nach Berlin zu unternehmen, sei es mit der notorisch verspäteten Bahn, die sich hier jüngst mit dem Hauptbahnhof ein allerdings nicht ganz einwandfreies Jahrhundertdenkmal aus Glas, Stahl und Beton gesetzt hat, sei es mit einem knallgelben Super-Komfort-Luxus-Bus, der sie von der Wohnung in Mülheim an der Ruhr directement und zuverlässig zum Zoologischen Garten in Berlin verfrachtete.

Das erste Mal besuchten die Jubilarin und mein Lieblingsonkel Margarete und mich in Berlin wenige Jahre nach der so genannten Wende. Es war wohl im Frühjahr 1995, wir waren gerade in unserm Haus in Dahlem eingezogen, als die beiden in die neue deutsche Metropole kamen. Obwohl vom Rhein, wo es bekanntlich so schön ist, man Berlin für ein Armenhaus hält und den Hauptstadtverlust noch lange nicht verschmerzt hat, wurden sie mit dieser Stadt sofort vertraut und ließen es sich nicht nehmen, sich in einem der obersten Stockwerke eines ehemaligen Interhotels am Alexanderplatz einzumieten, das damals von Wanzen der besonderen Art wahrscheinlich noch nicht ganz befreit

war. Die Jubilarin hakte meinen Lieblingsonkel zupackend unter den Arm, gemeinsam suchte man von morgens früh bis abends spät die besternten Sehenswürdigkeiten, Museen, Ausstellungen und In-locations auf, stieg, nicht ohne bei Käfer hereingeschaut zu haben, in die Reichstagskuppel und bewunderte aus luftiger Höhe die Architektur des demokratischen Bauherrn. Mit kaum zu bändigender Energie, frühkindlicher Neugier und der Ausdauer von Leistungssportlern eroberten sich die Jubilarin und mein damals 80jähriger Lieblingsonkel «ihr» Berlin. Wo gibt es heute noch Menschen in diesem Alter mit solcher Lebensfreude, geistigen Beweglichkeit und körperlichen Kraft wie meinen Lieblingsonkel und die Jubilarin?

Mir jedenfalls haben die beiden mit ihrer Faszination für Berlin so imponiert, dass ich sie zwei Jahre später zu meinem fünfzigsten Geburtstag eingeladen habe. Natürlich sind sie gekommen. Ich feierte ihn mit vielen Freunden in dem Bau, der einst Rudolf Virchows berühmten Hörsaal beherbergte. An diesem historischen Ort erfreuten sich die Jubilarin und mein Lieblingsonkel an Samuel Barbers Adagio und Franz Danzis Bläserquintett, dargeboten von einer Damencombo aus dem Kreis der Berliner Philharmoniker, bewunderten großformatige – gegenständliche – Ölgemälde eines unserer Freunde, der heute Professor an der Babelsberger Hochschule für Film und Fernsehen ist, und genossen das Buffet, das wir dem heutigen Chefkoch der Bremischen Vertretung in Berlin verdankten. Wiewohl sie zu den ältesten Mitgliedern der Festgesellschaft gehörten, waren die Jubilarin und mein Lieblingsonkel an diesem Abend, was sage ich: in dieser langen Nacht so präsent, motiviert und als Gesprächsteilnehmer gesucht wie nicht viele andere Gäste. Nur einmal schien bei der Jubilarin ein Hauch von Strenge aufzukommen, als nämlich mein Lieblingsonkel zur flotten Musik einer Klezmer-Band die schönsten Frauen, die an diesem Abend in Reichweite waren, eine nach der andern mit Grandezza über die Tanzfläche schwenkte. Da war er wieder, der scheinbare Doppelgänger von Peter van Eyck, dem deutschen Schauspieler der Wirtschaftswunderjahre. Doch in ihrem Innersten hat sich die Jubilarin darüber ganz besonders gefreut, beherzt mitfühlend, frei von Eitelkeit oder gar Eifersucht, wie sie es nun einmal ihr Leben lang war und ist.

Es gab dann noch einen letzten gemeinsamen Berlinbesuch der Jubilarin und meines Lieblingsonkels, im Mai 2003, in seinem letzten Lebensjahr. Mit seinen fast 89 Jahren schien mein Lieblingsonkel ganz der Alte zu sein, lebensfroh, weltoffen und unternehmungslustig. Er ließ nicht locker, sich zusammen mit der Jubilarin mit dieser Stadt, die sich seit seinem letzten Besuch schon wieder stark verändert hatte, gemein zu machen, ihren historischen Grundlinien nachzuspüren und neue kulturelle Entwicklungen aufzunehmen. Er ließ sich noch einmal intellektuell herausfordern durch die grandiosen Werke in der Berliner Gemäldegalerie, die Exponate der Romantiker, der Impressionisten und der Expressionisten in der beispielhaft restaurierten Alten Nationalgalerie auf der Museumsinsel und eine reichlich zeitgenössische Inszenierung von Büchners Woyzeck in der Schaubühne am Lehniner Platz. Und die Jubilarin war dabei immer mittendrin.

Der Spielort der Schaubühne trägt den Namen der früheren Zisterzienserabtei im Südwesten Potsdams, deren frühgotische Klosterkirche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Schinkel-Schülern Stüler und Persius originalgetreu rekonstruiert wurde. Die Jubilarin und mein Lieblingsonkel waren von dem Kunstwerk im doppelten Sinn begeistert, als sie es bei einer ihrer ersten Kunstexpeditionen in die an kulturellen, historischen und landschaftlichen Schätzen schier unerschöpflich reiche Umgebung Berlins in der Nachwendezeit besichtigten. Sie freuten sich über die künstlerische Qualität der wieder aufgebauten Klosterkirche und darüber, dass die deutsche Wiedervereinigung ihnen diese Begegnung ermöglicht hatte.

Manche Menschen mögen alt sein, sind aber nicht im eigentlichen Sinn alt geworden. Das zeigt sich auch an unserer Jubilarin, die durch stetige Wandlungen im Lauf der Zeit heute in gewisser Hinsicht jünger wirkt als vor achtzig Jahren – und gerade deshalb noch eine große Zukunft vor sich hat. Was wird diese Zukunft bringen? Hier, liebe Tante Ulla, halte ich es denn doch lieber mit Karl Valentin: «Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen.» Ach, Tante Ulla, mögest Du doch auch in den nächsten achtzig Jahren lebhaft wie jener Adler sein, der mit seinen weiten Schwingen im Reichstag, pardon: im Plenarbereich Bundestag Reichstagsgebäude, an Deutschlands Andreasgraben also, unaufhörlich die Brücke schlägt von West nach Ost, von Ost nach West, wie gerade der Wind weht, Dich liebevoll umarmend.